

Wie man früher Neujahr feierte

Autor(en): **Dietzi-Bion, Hedwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 52

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648115>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Heimatschutztheater hat den Vorteil, von Kennern und Künstlern wie Otto von Greyerz und Rudolf Minger geleitet und beraten zu sein. Das merkt man den Szenenbildern an. Wirtsstube und Bauernstuben sind auf die gegebene Kontrastwirkung abgestimmt. Von den ärmlichen und unsäglich nüchternen Wänden der Dorngrütstube schreien uns der Geiz und der Unfriede völlig an; die Liebiwilstube dagegen mit ihrem warmen Ofen, der heimeligen Ruhbettdecke, dem hohen Himmelbett erzählt uns von Güte und Wohltun, von Hausfriede und Familienglück. Es seien hier auch die altbäuerlichen Kostüme erwähnt, die nach Rudolf Mingers Vorlagen entstanden, und die das Zeitcolorit der Gotthelfschen Erzählung trefflich wiedergaben. *)

Im vierten Akt sodann erreicht die Handlung ihren Höhepunkt. Mit unübertrefflicher dramatischer Kraft hat Gotthelf — und hat nach ihm Gfeller die Peripetie herbeigeführt: Annemareili sagt sich in der Verzweiflung, Reslis Weigerung, die Eltern ins Stöckli zu schicken, mißverstehend, vom Geliebten los. Dieser wird dadurch von aller Rücksicht gegen Michel entbunden und darf dem Bösen die Wahrheit herrlich saftig ins Gesicht schleudern: „Seeleschinder du!... du wüeschtischst Ufлот zwüsche Langnau u Solothurn!“

Von edelster Kontrastwirkung ist endlich auch die Sterbeszene im Schlußakt. Die Liebiwil-Mutter löst sterbend den Konflikt zwischen den beiden Liebenden. Sie breitet mit wunderbar zarten Händen — hier ist Gotthelf herrlich groß! — vor Reslis ergriffenem Herzen Annemareilis Seele aus, ihm ihr strenggehütetes Lebensgeheimnis, die eigenen Liebestämpfe, anvertrauend. Die Szene ist auch in Gfellers Fassung — ja hier ganz besonders — großartig packend. Wer von ihr nicht ergriffen wird, hat nie warm empfunden. Erschütternd, die Gefühle zutiefst aufrührend, ist der Augenblick, da die von Liebe und Reue getriebene Dorngrüttochter in der Türe erscheint und der sterbenden Mutter zu Füßen stürzt: „I ha müesse cho! Mueter, o Mueter! Wäge mir... wäge mir besch usem Huus sölle! Wäge mir bißch krank worde! I bi euersch Ungfehl gsi! Verzieh mer!“ Wie ein ins Dunkel brechende Lichtstrahl von Sonne und Wärme Zeugnis ablegt, so ist dieses Erscheinen ein Hinweis auf das verdiente Zukunftsglück der Liebenden. Der Zuschauer wird befreit vom drückenden Gefühl, der blinde Zu-

entläßt. Es ist der künstlerisch wertvolle Schluß, die Kotharis in des Wortes bester Bedeutung.

„Geld und Geist“ ist ein voller Wurf. Die Bühnenwir-



Kellnerin.

Wirtin.

Kellerjoggi.

lung ist jeder künstlerisch ersten Aufführung sicher. Die Berner Aufführungen waren, wie gesagt, ein ganzer Erfolg. Dieser ist in erster Linie dem Autor zu gönnen; denn er ist verdient. Simon Gfeller hat nicht nur mit feiner Kunst die große Gotthelfsche Seelenlinie herausgearbeitet; er hat aus eigenem Sprachgut den Gestalten das erhöhte Relief verliehen, das sie für die Bühne nötig haben. Wenn er Michel den Resli hämisch abbußen läßt: „Wehr du di jez au no u mach di gstabelig, we me di will use Hafe seke“ — dann hat er ihn mit eigenem Pinzel gezeichnet. Auch da, wo Michel verächtlich trümpft: „Nachhäre cha me de mitem blutte Füdle go eihorne u düre Wald us brüele: Hätt i nume... hätt i nume...!“ Ueberhaupt dieser Michel, er ist eine Staats-Bühnenfigur — ganz Gotthelf, ganz Simon Gfeller! Aber sind es nicht auch ganze, lebendige Gotthelf-Menschen: dieses Annemareili, dieser Resli, dieser Christe und vor allem dieses wunderbare Nenneli?

Verdient hat den Erfolg auch die wackere Spielgesellschaft. Sie ist dieser Jahr in glücklichster Weise zusammengesetzt. Namentlich die Frauenrollen, sonst ein schwacher Punkt des Heimatschutztheaters, befriedigten diesmal fast restlos. Hervorzuheben sind die Leistungen des Dorngrüters, des Kellerjoggi, des Resli und Christen. Mit für Dilettanten staunenswerter Kunst war die schwierige Rolle vom Nenneli, der Mutter, gespielt. Ganz echt und von einer starken Persönlichkeit getragen war das Annemareili. Die Gestalten stehen uns, die wir der Erstaufführung im Schänzli gemeinsam mit dem stillgenießenden Autor beigewohnt haben, beglückt und ergriffen von dem schönen Spiel, in lebenswarmer, plastischer Erinnerung vor Augen; wir werden sie so bald nicht vergessen. H. B.



Annemareili.

Resli.

Stini.

fall habe hier ein Glück zerstört. Es ist die schöne positive Lösung, die uns mit der Welt versöhnt und uns befriedigt

*) Der Künstler hat uns in freundlicher Weise seine Figuren zur Reproduktion zur Verfügung gestellt.

Wie man früher Neujahr feierte.

Von Hedwig Diezi-Bion, Bern.

Darf ich euch erzählen von den Festtagen, wie sie zu unserer Kinderzeit gefeiert wurden, und wie wir sie als unvergeßliches Kleinod in unsern Herzen bewahren?

Schon mehrere Wochen vor Weihnachten ging die Mutter mit uns zum „Fischer“ oder zur „Jumper Dietrich“ und kaufte uns Stramin und Wolle, aus denen wir

unsern Lieben Neujahrsarbeiten anfertigen durften. Das war eine schöne, geschäftige Zeit, ein vergnügtes Beisammensitzen und Arbeiten im warmen Zimmer nach der Schule



Adelboden im Winter. (Phot. Gyger, Adelboden.)

und an freien Nachmittagen, unter Anleitung der lieben Mutter. Da entstanden „Chrüsklittich“-Bantoffeln oder ein besticktes Hauskäppchen für den Vater, und Nadelbüchlein und Gufeschüffel für die Tanten und „Gotten“. Für die Mutter selbst wurde im tiefsten Geheimnis gearbeitet, irgend etwas, was sie „sehr sehr nötig hatte“, denn jedesmal, wenn wir ihr unsere Arbeit überreichten, sagte sie, „gerade das habe sie sich gewünscht“. Uns Geschwister beglückten wir mit besonders eifrig ausgeführten farbigen Zeichnungen, die jedes nachher über seinem Bett aufmachte, denn wir schliefen alle drei im gleichen großen Schlafzimmer. „Salon“ hatten wir keinen, aber eine unendlich gemütliche große Wohnstube. In dieser stand zur Neujahrszeit der große dunkelgrüne Tannenbaum. Am Abend, als wir im Bett waren, wurde er hineingestellt und von den lieben Eltern geschmückt; vorher durften wir Nüsse vergolden und versilbern, Papierförschen schneiden, schöne rotbackige Äpfel glänzend reiben und an ihre Stiele Schnürchen zum Aufhängen befestigen. Das war schon eine liebe, lustige Vorarbeit.

Den ganzen Tag blieb dann die Türe zum Wohnzimmer verschlossen und nur die Mutter ging geschäftig ein und aus mit geheimnisvollen Päcklein.

Man aß in der Küche zu Mittag und das war auch wieder schön; es roch herrlich nach Brekeli und Dirggeli, die unser altes Mädeli, das uns noch auf den Armen getragen hatte und uns später als Studenten und Seminaristinnen noch „du“ sagte, so unübertrefflich zu bereiten verstand. Fieberhaft betrieben wir dann unsere Vorbereitungen für den Abend. Päcklein wurden gemacht, mit Schnüren solid umwunden und mit Siegellack versiegelt. Früh wurde

dann das „Zabe“ bereitet, das, wie alle Tage, aus Kaffee, Brot, Butter und Konfitüre bestand, nur der Vater bekam sein Fleischgericht. Und dann zogen wir unsere Sonntagkleidchen an und wurden nochmals gekämmt.

Der Vater kam von seinem Winter Spaziergang durch die verschneite Welt draußen, mit bereiftem Haar und Bart und frohblickenden Augen heim und holte sein Geschenk für die Mama hervor, das ihm die Tanten besorgt hatten. Es bestand wie jedes Jahr aus einem schönen Kleiderstoff, und oben darauf legte er ein kleines weißes „Envelöppli“. Und die Mutter packte ihr Duzend selbstgestrickter Soden in ein schönes Papier und schrieb „dem lieben Papa“ darauf. Und plötzlich war der Abend da, der unvergeßlich schöne Silvesterabend so viele Jahre hindurch. Ein Silberglöcklein läutete, die Türe ging auf, und in hellem goldenen Lichterglanz strahlte uns der Christbaum entgegen. Sein Schmuck bestand aus vielen bunten Kerzen, silbernen und goldenen Rüssen und roten Äpfeln. Das war alles. Aber er war tausendmal schöner als die heutigen Bäume mit den glänzenden Kugeln und Ketten und dem ganzen künstlichen Aufputz.

Neben dem Lichterbaum standen die Eltern lächelnd und hatten doch zu unserm Erstaunen feuchte Augen. Und wir stellten uns glückstrahlend vor unsere von lauter Liebe und Elterngüte geweihten Gaben. Das „Müschli“, das den größten Raum einnahm, wurde freilich auch damals mit kurzem Blick abgetan, aber das herrliche Buch, die einfache Puppe, die das liebe Mütterlein in den Abendstunden selbst bekleidet hatte, das weiche weiße Schäfchen oder Kaninchen, das man auf einem Brettchen an einer Schnur herumziehen konnte, das alles wurde innig ans Herz gedrückt; der Lebkuchen, auf dem ein silbernes Fünfrankenstück fürs Sparkässeli lag, schnell versucht, und die prächtige Orange, die jeden Platz bewunderte (damals waren Orangen eine seltene Delikatesse), bewundert und rundum gedreht im Vorgefühl des Schmausens.

Und nachher überreichten wir fast verlegen unsere Arbeiten und wurden dafür ganz unmotiviert innig in die Arme genommen von den Eltern, und wieder hatten sie feuchte Augen.

Und dann kamen die Onkel und Tanten mit ihren Kindern, die alle in unserm Haus wohnten, und nach dem Austausch der kleinen Geschenke mußten wir unsere Klavierstückli spielen und unsere oft selbstgemachten Weihnachtsgedichte auffagen. Und nachher sangen wir alle miteinander „O Tannebaum“ und all die lieben alten Weihnachtslieder, und das alte Mädeli war auch da und wickelte sich die Augen und sagte immer wieder: „Oh aber nei, wie schön“.

Und wir Kinder spielten mit unsern neuen Sachen, und die Großen saßen um den Tisch vor dem Ruhbett und tranken Klaret und aßen Brekeli und Dirggeli. Der Vater und die Mutter aber saßen nebeneinander auf dem grünen Sofa und gaben sich ihre Geschenke, und — nein, das hatten wir noch gar nie gesehen — der Vater legte den Arm um der Mutter Schultern und zog sie an sich und gab ihr einen Kuß, und sie lachte und wurde rot und sah ganz jung aus.

Und wir lachten auch und kletterten auf ihren Schoß, in ihre Arme, und drückten und küßten diese zwei „liebsten Menschen auf der Welt“, bis der Vater sagte: „So, jetzt ist es genug, morgen ist auch ein Tag. Und was für ein Tag! Neujahr!“

So zogen wir ohne langes Widerreden ab mit unsern Geschenken, die wir mit ins Bett nehmen durften, und nur dunkel kam es uns vor, als ob spät in der Nacht die Mutter sich über unsere Betten beugte, und uns die Puppen, Tierchen und Bücher leise auf das Tischchen nebenan legte; denn Alles war wie von Weihnachtsgheimnis umwoben und eingetaucht in lauter Liebe und Seligkeit.